Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Vierzehntägig erscheinende Beilage zum „Ostdeutschen Volksblatt“, herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen

Nr. 13 — Lemberg, am 29. Brachmond — 1930

Welche Einwirkung hat die Witterung auf die Gesundheit der Tiere?

Die Witterungseinflüsse auf die Gesundheit der Tiere sind teils günstig, teils ungünstig. Ferner wirken sie nicht immer direkt, sondern auch indirekt auf den Organismus ein.

Von großer Bedeutung ist die Lufttemperatur. Am zuträglichsten sind unseren Haustieren Temperaturen, welche auch die Menschen im mitteleuropäischen Klima angenehm empfinden und welche die Grade von 5 bis 25 über den Nullpunkt umfassen. Das gilt natürlich nur für Tiere, welche sich im Freien befinden und sich hier Bewegung machen können oder dazu gezwungen werden. Tiere, die dauernd im Stalle stehen, verlangen — ebenso wie der Mensch in der Wohnung — gleichmäßigere Wärme, die je nach Tierart, Alter und Futterzustand zwischen 14 bis 18 Grad Celsius, bei Vollmast auch wohl noch etwas tiefer liegt.

Die größte Hitze erträgt das Pferd, jedoch nur in der frischen, freien Luft, nicht im dumpfigen Stall. Am empfindlichsten gegen große Hitze ist das Schaf; es erträgt aber umgekehrt von allen unseren Haustieren am besten große Kälte. Sein dichtes Wollkleid wirkt bei Hitze hemmend auf die Wärmeausstrahlung des eigenen Körpers, bei Kälte aber kommt dem Tiere die Wärmeerhaltung sehr zustatten. Im allgemeinen sind auch die anderen Haustiere gegen niedrige Temperaturen weniger empfindlich als gegen hohe. Wenigstens erkranken sie bei Kälte nicht sogleich so gefährlich und plötzlich wie zuweilen bei großer Hitze. Bei dieser treten Stockungen in der Lungen-, Herz- und Hirntätigkeit auf. Sehr warme, stille und feuchte Luft kann bei stark bewegten oder schwer arbeitenden Tieren, weil Schweißausbruch und Wärmeabgabe des Körpers behindert sind, sogleich zu tödlichem Hitzschlag führen. Sonnenbrand bei trockener Luft vermag Hautentzündungen und Sonnenstich hervorzurufen. Bleiben aber die Tiere noch gesund, so sind doch Freßlust und Arbeitsleistung bei großer Hitze sehr herabgesetzt. Darauf ist bei den an sie zu stellenden Anforderungen Rücksicht zu nehmen.

Niedrige Lufttemperaturen verursachen oft Erkältungskrankheiten. Das ist besonders dann der Fall, wenn wärmeres Wetter schnell in kaltes umschlägt und wenn die betroffenen Tiere vorher verweichlicht waren. Außer den bekannten Erkrankungen an einer Erkältung werden die Tiere aber auch dabei anfälliger für Infektionen mit Krankheitserregern. Das kommt sogar so häufig vor, daß wir manche Infektionskrankheit, die eigentlich erst sekundär eintritt, schon selbst als die Erkältungskrankheit ansehen. Dazu gehören unter anderen der Krupp und die Influenza der Pferde. Auch Magen- und Darmstörungen können durch äußere Erkältungen ebenso wie bei innerer Auskältung durch zu kaltes Wasser im erhitzten Zustande entstehen. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Krampfkolik. Bei Milchtieren kann es bei plötzlichen Wechsel von Wärme und Kälte zu Euterentzündungen kommen, besonders wenn sie aus einem überwarmen, dunstigen Stall in kaltes, trockenes Winterwetter hinausgetrieben werden. Häufig springt auch die Euterhaut dabei auf. Eine weitere Erscheinung ist der Muskelrheumatismus. Dieser tritt uns bei Pferden und Hunden deutlich vor Augen, weil wir diese Tiere am meisten in Bewegung sehen. Er kann aber ebenso gut und ebenso plötzlich bei Rindern und Schweinen eintreten. Allzu tiefe Kältegrade können schließlich zum Erfrieren und damit zum Absterben gewisser Körperteile führen. Recht sichtbar wird das beim Erfrieren der Kämme und, wenn es noch schlimmer kommt, auch der Zehen unserer Hühner. Unter den Folgen haben sie derart lange zu leiden, daß es vielfach vorteilhafter wäre, sie sogleich abzuschlachten, als noch lange mit ihnen herumzukurieren. Körperteile, die befiedert bezw. behaart sind, leiden bei weitem nicht so unter der Kälte wie nackte. Bei unseren Haustieren, die nachts im Stall stehen und immer satt gefüttert werden, ist ein Erfrieren dieser Körperteile daher fast ausgeschlossen. Anders ist es, wenn sie die Nacht hindurch draußen bleiben, wie z. B. der Pfau. Bei diesem kann man bei Kälte immer gewärtig sein, ihn Morgens tot unter seinem hohen Sitz aufzufinden. Daß das Wild bei großer Kälte erfrieren kann, hat uns der strenge Winter 1928/29 bewiesen. Allerdings hat das Wild bei Kälte und tiefem Schnee auch unter Hunger sehr zu leiden, und die dabei eintretende Abmagerung und Schwäche beeinträchtigen die Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte erheblich.

Der Wind wirkt je nach Temperatur ebenfalls verschieden auf die Gesundheit ein. Bei Kälte ist besonders der Ostwind schädlich, weil er, über das weite Rußland herkommend, seine Feuchtigkeit bereits an das Land abgegeben hat und infolgedessen bei uns sehr trocken ist. Er trocknet nun auch den Körper aus. Dabei ist das Kältegefühl lebhafter und die Erkältungsgefahr größer. Der Ostwind trocknet ferner die Schleimhäute der Atmungsorgane aus, so daß sich Staub und Bazillen in diesen festsetzen und Reizungen oder gar Entzündungen verursachen können. Weht ein starker, rauher Wind, so benimmt er den Atem, und wenn die Tiere trotzdem heftig angetrieben werden, so steigern sich entsprechend Kräfteabnutzung und Erkrankungsgefahr. Deshalb ist beim Fahren, Reiten und Viehtreiben im stürmischen Wetter stets eine gewisse Vorsicht zu üben. Bei Hitze dagegen ist ein auffrischender Wind erwünscht. Er kühlt dann auch den überhitzten Körper wohltuend ab. Wenn allerdings der Erdboden stark ausgetrocknet ist, so führt er große Staubwolken mit sich, und der Staub legt sich auf Maul, Nase und Augen der Tiere und verstopft auch die Poren der Haut. Beim Säen und Eineggen des Roggens, der bekanntlich trocken eingebracht werden soll, sind die Pferde oft derartig mit Staub bedeckt, daß kaum noch ihre Farbe zu erkennen ist. Wenn sie hiernach nicht gehörig gereinigt werden, stellen sich als Folgen leicht Augenentzündungen, Hautekzeme und bei Neigung zur Dämpfigkeit langanhaltender Husten ein.

Umgekehrt führen Niederschläge eine Reinigung der Haut herbei. Von wie großer Bedeutung sie in dieser Beziehung sind, das erkennt man deutlich an den Weidetieren und den wilden Tieren. Ohne daß erstere jemals geputzt werden, sind Haut und Haar doch immer ziemlich sauber. Daß der Regen bei warmem Wetter angenehm, weil erfrischend, empfunden wird, beweisen uns die frei umherlaufenden Tiere auf Weide und Hof, so selbst die Hühner, die trotz der Gelegenheit kein schützendes Dach aufsuchen, sondern sich mit sichtlichem Behagen vollkommen abregnen lassen. Anhaltende Regengüsse bei kaltem Wetter und Mangel an Bewegung vermögen allerdings auch der Gesundheit zu schaden. Hierbei kann selbst der Ernährungszustand leiden. Indirekte Folgen bestehen darin, daß die Weide- und Grünfutterpflanzen viel Wasser aufnehmen und dadurch ihr Nährstoffgehalt herabgesetzt wird. Ferner finden sich an nassen und schlammigen Stellen viele tierische Schmarotzer, wie Lungenwürmer und Leberegel.

Das Sonnenlicht fördert die Blutbildung und regt den Stoffwechsel an. Die Futterpflanzen bekommen einen hohen Nährstoffgehalt und sind gut bekömmlich. Es tötet ferner viele Krankheitskeime ab und zerstört auch die Lebensbedingungen vieler tierischer Schädlinge. —dt.

Der Landwirt im Juni (Brachmonat)

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdirbt er meist das ganze Jahr.

Den Mai wünscht man sich „kalt und naß“; das füllt dem Bauern Scheuer und Faß. Im Juni aber, wo schon die Fruchtstände vorgebildet werden, soll es schön warm sein, damit Gehalt in die Pflanzen kommt und sie ihren Feinden möglichst schnell aus den Fängen wachsen.

Niemand glaube wegen des Wortes „Brachmonat“, daß der Landmann im Juni etwa nichts zu tun habe, denn gesäet und gepflanzt ist doch alles und das Wachsen besorgt unser Herrgott. Gewiß kann man Anfang Juni von einer „Atempause“ sprechen, aber zu tun gibts doch immer noch allerhand.

Schon das Ueberwachen der Milliarden von Pflanzen läßt sich nicht vom grünen Tisch aus besorgen, dazu muß man täglich ein- bis zweimal überall herumkommen; denn wenn irgendwelche Schädlinge ihr Zerstörungswerk bereits vollendet haben, nutzt das Feststellen des Schadens hinterher nicht viel. Kann man

oder gleich zu Anfang mit Gegenmitteln arbeiten, so läßt sich das Unheil oftmals noch im Keim ersticken. Nach Regengüssen müssen umgehend die Abzugsgräben neu geschippt werden.

Aber auch direkte Produktionsarbeiten gilt im Juni zu erledigen. Da werden in der Sommerung die Disteln (möglichst nach einem durchdringenden Regen) ausgezogen und die Drillreihen, so lange es möglich ist, mit der Hand gehackt. Die Maschinenhacken können niemals so nahe an die Pflanzenreihen heran- oder gar hineingeführt werden, wie es die Handhacke vermag. Darum ist ein bekannter Landwirt, Hummel-Karolinenhorst, der Meinung, daß man einmal doch mit der Handhacke durchgehen muß. Weiter werden Frühkartoffeln gelockert und gehäufelt, denn 10 bis 15 große Knollen brauchen eine Menge Platz. Folglich muß das Erdreich um den Stock herum stets locker sein, damit es nachgeben kann. Außerdem atmen die Wurzeln und in verkrusteten Boden dringt keine Luft. Die Spätkartoffeln behackt man, damit das Wasser im Boden bleibt und das Unkraut abgeschnitten wird. Dadurch kommt es ins Hintertreffen und kann später durch Beschattung vollends vernichtet werden. Gepflanzt werden noch Runkel- und Kohlrüben, möglichst vor oder nach einem Regen. Wer das Wetterglas zu lesen versteht, kann sich bei seinen Leuten durch richtiges Vorhersagen des Wetters in besondere Achtung bringen. Das einfache Ablesen des Luftdrucks genügt dazu allerdings noch nicht.

Wann wäre gutes Wetter je wichtiger, als in der Heuernte, die Mitte des Monats beginnt. Von diesem Ereignis bis zum Einsetzen des Winterfrostes ist in den meisten Betrieben dann stets Arbeit vorrätig, wie am laufenden Band. Schon um mit dem Getreideschnitt nicht ins Gedränge zu kommen, muß man zeitig mit dem Grünschnitt beginnen. Dann aber auch aus qualitativen Gründen: Was nützen ganze Fuhren sperrigen, harten Futters, wenn das Verdauen mehr Energie erfordert als das Erdprodukt nachher abwirft! Darum beginne man mit der Mahd, wenn der Fuchsschwanz oder der Wiesenschwingel blühen. Wer gräserurkundig ist, wähle das Ende der Roggenblüte, trotzdem sich diese manchmal ungebührlich hinzieht und daher nicht so zuverlässig ist.

Auch die Winterhalmfrüchte erfordern dauernde Ueberwachung. Wer unter Rost leidet, ziehe Kali und Phosphor dem Stickstoff vor, erkundige sich nach rostfesten Sorten und vernichte die Zwischenwirte der Rostpilze. Brand kann weggebeizt werden. Bei Sommerweizen und Braugerste muß es aber die innerliche Behandlung mit Heißluft oder Heißwasser sein. Wer Saatkartoffeln ernten will, muß jetzt seine Bestände durchsehen und fuß-, ring- und blattkranke Büsche einfach entfernen, denn nennenswerten Ertrag bringen solche Kümmerer doch nicht, sie verseuchen aber das Pflanzgut für das nächste Jahr. Noch zahlreicher sind die Krankheitserscheinungen an den Raps- und Kohlarten, so daß man im Bedarfsfalle nur dringend raten kann, sich mit seiner Beratungsstelle in Verbindung zu setzen. Adm. C. L.

Denkt an Rückzahlungen

Es ist schon immer so gewesen, daß das Nehmen leichter ist als das Zurückgeben, das Schuldenmachen leichter als die Entschuldung, als die Schulden zu tilgen durch Rückzahlung der geliehenen Gelder.

Zum Aufnehmen der Schuld bedarf es nur einer genügenden Sicherheit, die in den Bürgern oder vorhandenen materiellen Dingen gegeben ist, zum Zurückzahlen bedarf es persönlicher Arbeit und Anstrengung. Das erste kann recht bequem sein, das zweite ist aber in der Regel hart, schwierig und reich an Opfern. Denn aus dem Vollen kann man nicht schöpfen, sonst hätte man ja den Kredit oder das Darlehen nicht aufzunehmen brauchen. Es ist heute doppelt schwierig für die Landwirte wie auch für die Gewerbetreibenden, zurückzuzahlen, da ihre wirtschaftlichen Verhältnisse im gesamten nicht günstig gelagert sind. Da stößt sich der gute Wille an den beschränkten Mitteln und Möglichkeiten.

Die Genossenschaften werden diesen Tatsachen bei ihren Forderungen, soweit sie in der Lage sind und es verantworten können, sicherlich Rechnung tragen. Sie haben kein Interesse daran, zu schikanieren und ohne Not wehe zu tun. Sie wollen ehrlich helfen. Das ist ihr oberstes Gesetz. Aber — und das müssen die Kreditnehmer wissen — die Genossenschaft darf bei ihrem Helfen nicht für sich selbst Gefahr laufen. Das Ganze geht über den einzelnen. Sie darf, wenn sie gerecht sein will, auch nie nur diesen oder jenen im Auge haben und ihm alle ihre Hilfe und ein für sie nicht mehr zuträgliches Entgegenkommen erweisen, sie muß an alle denken. Denn alle Mitglieder sind und bilden die Genossenschaft, alle haben das Recht, gehört und in gleicher Weise der genossenschaftlichen Vorteile teilhaftig zu werden.

Auch die Genossenschaften verfügen heute nur über beschränkte Mittel. Die, die ganz mit eigenem Kapital arbeiten, kann man zählen. Der Kredit, den sie von ihren Zentralen erhalten, ist doch auch bemessen, er geht nicht ins Unendliche. So muß die Genossenschaft mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln selbst haushalten, das heißt, sie kann nicht allen soviel geben, wie sie es möchte. Es soll aber das, was an der Menge, am Quamtum des Geldes fehlt, dadurch ersetzt werden, daß das Geld schneller fließt, von diesem zur Genossenschaft zurück und von da wieder zu einem anderen. Der Geldvorrat, den die Genossenschaft braucht, soll also soweit als möglich durch Umlaufsgeschwindigkeit erzielt werden und dadurch allen Bedürftigen in gerechter Weise geholfen werden. Genossenschaft ist doch eine Gemeinschaft des gegenseitigen Helfens.

Um dies zu ermöglichen, um planvoll arbeiten zu können, um eine Ordnung im Geldfluß und in der Verteilung des Geldes zu erreichen, werden auch die Gelder vielfach mit bestimmten Rückzahlungsfristen gegeben. Diese Fristen haben also ihren Sinn in der Wohlfahrt aller und sind begründet in der Ordnung der gesamten Geldwirtschaft der Genossenschaft, im Haushalt der Genossenschaft und in der Sorge um alle Bedürftigen.

Die Verwaltungsorgane und die Rechner sind an dieser Ordnung und die ihr zugrunde liegende Gerechtigkeit verpflichtet. Diese ihre Pflicht ist ausdrücklich in der Satzung verankert und muß deshalb auch ausgeführt werden, wenn sie Wert darauf legen, ihre Arbeit in guter Weise verantworten zu können am „Tage des Gerichtes“, wenn in der Generalversammlung Rechenschaft verlangt wird und gegeben werden soll, wenn entlastet werden soll. Aber auch abgesehen von dieser formalen Entlastung will sich eine anständige Verwaltung, jeder von ihr in seinem Gewissen sagen können: ich habe, soweit ich konnte für alle gesorgt. Es ist ja auch etwas Schönes um diese abwägende verteilende Gerechtigkeit und auch um einen gerecht denkenden Mann.

Gerechtigkeit tut manchmal etwas weh, ohne daß es gewollt wird. Aber ihre Uebung stempelt doch die Männer zu den vertrauenswürdigen Treuhändern, deren die Genossenschaft bedarf.

Solche Männer gewinnen mit der Zeit die Achtung auch derer, die sie an Rückzahlungen erinnern müssen, auch wenn man ihnen anfangs gram ist. Wenn deshalb von der Verwaltung gemahnt wird, so soll man das auch immer so verstehen, daß dies nicht aus Willkür kommt, sondern aus der Sorge um das Ganze, aus der Erfüllung und dem Vollzug der Gerechtigkeit. Oft hat dabei das Vorgehen der Verwaltung noch nicht einmal den Charakter einer Mahnung, sondern lediglich des Erinnerns. Es kommt nämlich auch vor, daß man Schulden vergißt. —

Sei dem wie es wolle: es ist nicht bös gemeint gegen den einzelnen, sondern aufrichtig für das Ganze. Es fällt uns allerdings schwer, aus dem, was uns weh tut, das Positive herauszufinden.

Es gibt solche, die ihre übernommenen Pflichten als Schuldner der Genossenschaft erfüllen, wenn's auch Opfer kostet. Es gibt aber auch andere — die Welt besteht nicht nur aus braven Leuten — die wollen nicht. Sie meinen, die Genossenschaft sei nur für sie da, sie kennen keine Dankbarkeit, sondern nur Forderungen und als Entgelt den Undank. Hier muß natürlich fester angefaßt werden. Aber auch hier will die Genossenschaft nicht lediglich ihren Gläubigerstandpunkt zeigen (gewiß muß sie auch manchmal diese Autorität einsetzen), aber im letzten will sie auch für diesen das Beste, sie will durch ihre Maßnahme erziehen, nachhelfen, daß er loskommt von dem Abhängigkeitsverhältnis, ihm den Stand der wirtschaftlichen Freiheit geben. Und es ist auch wahr, daß säumige Gläubiger säumige Schuldner machen. Vielleicht kommt auch für solche einmal der Tag, wo sie dankbar sind und sagen: „Die Genossenschaft hat mir geholfen mit ihrem Druck, ich bin frei. Mein früheres Verhalten kam aus Mißverständnis und eigener Ungläubigkeit an mich.“

So viele Kreditnehmer es gibt, so vielfältig sind ihre Einstellungen und Haltungen zu ihrer Genossenschaft, von der anständigen bis zur unanständigen.

Man soll immer wissen: das Entgegenkommen findet seine Grenze in der Wohlfahrt aller. Deshalb soll man auch die Pflicht der Genossenschaft zur Hilfe selbst als Verpflichtung zur Hilfe für die Genossenschaft verstehen und dankbar sein. Im letzten ist es nicht die Verwaltung, die mahnt, sondern alle in der Genossenschaft sind es. Wie man eine gute Verwaltung an ihren Sorgen um die Rückzahlung, um die Entschuldung der Mitglieder sehen kann, so kann man aber auch den rechen Sinn, die Rechtschaffenheit der Mitglieder an der Innehaltung ihrer Verbindlichkeiten, ihrer — wenn auch geringen — Rückzahlungen erkennen.

Man denkt genossenschaftlich, man denkt an die anderen, wenn man an seine Rückzahlungen denkt und auch Rückzahlungen leistet.

Genossenschaftswesen

Streit in der Genossenschaft

Wenn in einer Genossenschaft unter den Mitgliedern einmal Kampf und Streit entsteht, so sind es oft weniger sachliche Notwendigkeiten, die ihn erzwingen, als menschliche Temperamente und Mangel an gegenseitigem Verständnis. Es kommt manches Mal vor, daß eine Genossenschaft nicht eine starke und tiefe Gemeinschaft sachlich für sich und für die Allgemeinheit arbeitender Menschen ist, sondern daß auch Gegensätze persönlicher Art und Natur ihren Austrag in der Genossenschaft finden und die fruchtbare Arbeit stören wollen. Da ist es nicht ganz leicht zu glätten und das herauszustellen, was einzig und allein die Genossenschaft erstreben soll: die Wohlfahrt des Ganzen.

Es ist immer gut, wenn man in einer Generalversammlung, wo drohende Gewitterwolken sich zusammenziehen wollen, gleich von vornherein die Diskussion und die Auseinandersetzung vom Persönlichen auf das Sachliche hinleitet und dieses Sachliche und Genossenschaftliche so herauszustellen sucht, daß sich die Streitenden ihres Streites schämen.

Es war bei irgendeiner Genossenschaft auch einmal Streit ausgebrochen. Der Versammlungsleiter stellt uns seine Ausführungen, die er damals zu Beginn der Generalversammlung gemacht hat, zur Verfügung. Wir bringen sie gern, weil sie von allgemein erzieherischer Bedeutung sind und weil es vielleicht auch noch an dem einem oder anderen Orte Menschen gibt, die diese Ausführungen zu allgemeiner Nutzen und Frommen lesen dürfen und sie helfen sollen, die Basis und Ebene fruchtbarer Diskussion und Auseinandersetzung zu schaffen. Es heißt da:

Worum es uns heute geht, ist nicht, alte Zwistigkeiten und Streitigkeiten nochmals aufleben zu lassen und durchzudiskutieren. Das Alte ist vergessen und erledigt. Es ist unter die Vergangenheit ein Strich gezogen.

Was wir wollen ist das, was auf dem Programm der Einladung zur Generalversammlung steht. Es soll kein unnützes Schimpfen sein, sondern es soll ein Bauen sein an der Zukunft unserer Genossenschaft. Schimpfen ist nur der Bankrott in der guten Form und das Zeichen, daß man seine Sache nicht sachlich darlegen kann.

Wir wollen Wert darauf legen daß unsere Besprechung und unsere Verhandlungen sich in korrekter und menschlich anständiger Form vollziehen. Wir wollen uns nicht gegenseitig tyrannisieren, sondern wir wollen den anderen zu überzeugen suchen. Alles Persönliche bleibt ausgeschaltet, und nur das genossenschaftlich Sachliche steht zur Debatte. Wenn wir in strenger Disziplin uns auf dieses Ziel konzentrieren, dann werden wir auch heute zu einem guten Ende kommen. Ueber dem einzelnen steht das Ganze und über dem Persönlichen die Sache. Es soll nicht so sein, daß der Name unserer Gemeinde außerhalb ihrer Mauern verlacht wird, und wir wollen auch nicht haben, daß eine Genossenschaft, die Einigkeit und Zusammenarbeit auf ihre Fahne geschrieben hat, streitende Brüder vereint, die ihren Streit so ausgetragen, daß der Ruf der Genossenschaft in Mißkredit kommt.

Wir wollen das Ganze und sein Wohl und wir wollen weiter, daß die Meinungsverschiedenheiten in der richtigen und korrekten Form ausgetragen werden. Meinungsverschiedenheiten sind gut und notwendig, wenn die ganze Genossenschaft nicht einfrieren, sondern Leben zeugen soll. Dort, wo nicht gesprochen und diskutiert wird, ist kein Leben und dort, wo nicht kritisiert wird, ist auch kein Fortschritt. Kritik ist immer ein Prinzip des Fortschrittes. Das alles soll und muß sein, aber wir wollen, daß dies alles in rechtmäßiger und schöner Weise sich vollzieht, sonst wird die Kritik nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung führen. Wir wollen deshalb jede Ansicht, die von dem oder jenem hier vorgebracht wird, respektieren und ernst nehmen, weil wir annehmen wollen, daß sie aus der Sorge um das Beste für die Genossenschaft gesagt wird.

Nach der Aussprache und nach der Diskussion müssen wir uns für diesen oder jenen Punkt entscheiden. Das wollen wir in der parlamentarischen Form der Abstimmung und nicht in der Form des gegenseitigen Ueberschreiens. Wenn jeder das Beste im Auge hat, dann muß er sich auch sagen, daß Disziplin in der Genossenschaft herrschen muß. Und die kann nur so gewahrt werden, daß man sich dem Beschluß der Mehrheit unterordnet. Es wird damit nicht gefordert, daß jemand seine eigene Ueberzeugung zum Opfer bringt und sie ausgibt. Wenn er sie für richtig hält, soll er die Ueberzeugung auch weiterhin behalten, aber er muß des Ganzen wegen doch Disziplin halten und sich der Ordnung wegen auch ein- und unterordnen. Denn nur durch Ein- und Unterordnung wird Ordnung. Es steht ihm frei, seine Ueberzeugung auch in späterer Zeit, in späteren Versammlungen wiederum zur Sprache zu bringen. Wenn er dann die Mehrheit findet, dann müssen eben die, die einer anderen Ansicht sind, sich unterordnen, wie es heute von ihm verlangt wird. Wenn eine Genossenschaft oder überhaupt ein Institut, wo mehrere Menschen zusammenwirken, leben und zum Besten des Ganzen immer sich ausbreiten und wirken soll, dann kann eben nur auf diese Weise das Ganze zusammengehalten werden, indem man sich unterordnet. Und, meine Herren das ehrt den Menschen gar sehr, der dies kann. Denn es bedeutet für ihn ein Opfer, ein persönliches Opfer, und das muß er des Ganzen willen einmal bringen können. Das fordert seine Männlichkeit und sein Charakter.

Wenn dann die Versammlung zu Ende ist, das möge ich jetzt schon sagen, dann wollen wir auch als vernünftige Menschen auseinandergehen, wie es sich gehört. Wir wollen sagen, unsere Ansichten standen zur Entscheidung und es ist so und so entschieden. Wir wollen uns nicht gegenseitig deswegen gram sein, weil wir andere Ansichten haben, sondern wir wollen uns grüßen und anreden, so wie es ehrbaren Menschen geziemt und uns mit dem Gruß auch Gutes wünschen. In diesem Sinne der Versöhnung wollen wir unsere Verhandlungen führen und wollen uns immer vor Augen halten, daß Zwietracht niederreißt und Eintracht aufbaut. Wir wollen eine Genossenschaft sein im Sinne Raiffeisens, der ja mit der Genossenschaft den Frieden der Gemeinde wollte.

Und nach der Versammlung wollen wir auch nicht öffentlich oder geheim uns gegenseitig heruntersetzen, sondern wir wollen auch einmal still sein können und die Unterschiede der Meinungen dorthin bringen, später wieder einmal, wohin sie gehören, in die Generalversammlung, sonst werden Sie als Männer zu zänkischen Klatschweibern. Und so will ich es noch einmal sagen: wir wollen die Versammlung führen in dem Sinne der Versöhnung, und so wie es Raiffeisen gewollt hat, daß die Genossenschaft wirklich der Friede sei.

org.

Gemüse-, Obst- u. Gartenbau

Die tieferen Ursachen, daß Obstbäume oftmals nicht tragen

Die Zahl der Obstbäume, welche wenig oder gar nicht tragen, ist nicht gerade gering, und die zu unternehmenden Abwehr- bezw. Verbesserungsmaßnahmen sind wiederum nur dann erfolgversprechend, wenn die wahren Ursachen der Tragfaulheit richtig erkannt werden. Es gibt bekanntlich eine ganze Reihe von Gründen, die dazu beitragen, daß vielfach örtlicher Obstbau unlohnend erscheint. Hauptgründe der Unfruchtsamkeit sind demnach Sorteneigentümlichkeit, Veredlungsunterlage, zu tiefer oder zu enger Stand, Frostempfindlichkeit der Blüte, unzulässige Edelreiser, manchmal auch unrichtiger, zu starker Schnitt und einseitige Düngung und anderes mehr. —

Aber wir haben noch mit tieferen Ursachen zu rechnen, die leider weniger beachtet werden oder auch wohl weniger bekannt sind. — In umfangreichem Maße ist die Tragbarkeit unserer Obstbäume nämlich von dem Befruchtungsvorgang abhängig. Bekannt ist ja, daß die vielfach erforderliche Fremdbestäubung durch die Bienen gefördert wird, und zwar um so mehr, je näher die Bienenstände an die Obstpflanzung herangerückt werden. Denn herrscht ungünstiges kühles Wetter während der Blüte, so fliegen die Bienen meist nicht weit genug, und der Zweck, den sie erfüllen sollen, ist verfehlt. — Hier sei nun aber auf eine Art der Unfruchtbarkeit hingewiesen, die häufiger, als man sie erkennt, vorliegt. Es gibt eine Reihe von Aepfeln (auch Birnen), deren Blütenstaub geringe Keimfähigkeit besitzt; man spricht dann von Pollensterilität. Weder eine Selbstbefruchtung noch erfolgreiche Fremdbestäubung ist in diesem Falle möglich. Gelegentlich der Umpfropfmaßnahmen wurde schon auf die Wichtigkeit hingewiesen, gute Pollenspender (z. B. Goldparmäne) in gewissen Abständen in den umzuveredelnden Reihen stehen zu lassen. Das ist ebenso auch bei Neupflanzungen in ähnlicher Weise zu beachten. Als gute Pollenträger gelten von Aepfeln: Goldparmäne, Landsberger Renette, Weißer Klarapfel, Prinzenapfel, Transparent, Charlamowsky, Baumanns Renette, Ontario. Von Birnen: Gellerts Butterbirne, Comtesse de Paris, Köstliche von Charneu, Clapps Lieblings, Williams Christbirne, Früher von Trevoux. Schlechte Pollenträger bei Aepfeln sind: Schöner von Boskoop, Harberts Renette, Gravensteiner, Roter Eiserapfel, Jakob Lebel, Goldrenette von Blenheim; von Birnen: Pastorenbirne, Amanlis Butterbirne, Diels Butterbirne.



Eugenio Chiesa †

Der frühere italienische Minister Eugenio Chiesa ist in Frankreich, wo er — ein Gegner des Faschismus — in der Verbannung lebte, gestorben. Während des Weltkrieges setzte er sich für den Anschluß Italiens an Frankreich ein und kämpfte im französischen Heere als Freiwilliger, bis er als Luftfahrtminister nach Italien zurückgerufen würde. Seine Gegnerschaft zu Mussolini und seine gegen die Regierung erhobene Anklage, an der Ermordung Matteottis mitschuldig zu sein, waren die Gründe für seine im Jahre 1926 erfolgte Verbannung.

Wir dürfen uns nun ferner nicht wundern, wenn ein alleinstehender Obstbaum gar keine oder wenig Früchte bringt, während die meisten in Gesellschaft, und zwar in gemischter Gesellschaft, stehenden Bäume befriedigen. Alle Aepfel- und Birnensorten sind selbststeril, d. h. sie können sich nicht selbst befruchten, weil die aus den Pollen entstehenden Keimschläuche sich im eigenen Griffel nicht entfalten und den Fruchtknoten bezw. die in demselben liegende Eizelle nicht erreichen könne. Somit ist eine Befruchtung, wenigstens eine ausreichende, nicht möglich. Man hat daher trotz reichen Blütenansatzes oft ganz wenigen oder ungenügend ausgebildeten, bald abfallenden Früchten zu rechnen. Da nützen dann alle die alltäglichen Rezepte, wie Abstechen der Wurzeln, Anbringung sogenannter Schmachtgürtel (Drahtringe) um den Stamm nicht. Wir dürfen daher diese Obstarten nie alleinstehend sowie auch nicht in Gesellschaft bestehend aus einer Sorte pflanzen; ein Zufiel an Sorten ist natürlich aus Gründen einer rationellen Bewirtschaftung auch nicht ratsam.

Aus allem diesen ersieht man, daß die Ursachen der Unfruchtbarkeit sehr mannigfaltig sind, daß sie nach dem Gesagten unter Umständen leicht auffindbar und abzustellen sind, daß sie andererseits aber auch sehr versteckter Natur sein können.

Hauswirtschaft

Vom Leben der Motten und ihrer Bekämpfung

Man kann es keiner Hausfrau verübeln, wenn sie vom Leben der Motten nichts weiß, in unseren Schulnaturgeschichten sind diese Geschöpfe kaum erwähnt. Sehr oft begegnet man der Ansicht, daß die zur Sommerszeit aus dem Freien (vor allem aus blühenden Lindenbäumen) in unsere Wohnungen kommenden Falter Kleider- oder Pelzmotten seien; dies ist aber nicht der Fall, wie ähnlich sie diesen auch sehen mögen. Es gibt unzählige Kleinschmetterlinge, die zu der Gemeinschaft der „Motten“ gehören; die bösen, gefürchteten Kleidermotten sind aber ausschließlich ans Haus gebunden und schwärmen niemals im Freien umher. „Du sollst die Motten kriegen!“, wer kennt nicht diesen frommen Wunsch? Es ist das Schlimmste, was eine Hausfrau der anderen wünschen kann. Ratten und Mäuse sind schon unangenehm, doch die kann man fangen und vergiften. Aber die Motten! Wehe der Plüschgarnitur, die befallen ist, wehe dem Pelzwerk, in das die Motten kamen, und wehe dem Kleiderschrank in dem sie zu Hause sind. Die Motte ist Ungeziefer im wahrsten Sinne des Wortes.

Wie schützt man sich nun vor den „echten“ Motten? Und wie wird man diese Gesellschaft los, wenn sie sich aller Vorsicht zum Trotz im Kleiderschrank, in den Sofaecken, im Teppich, in Ueberhängen usw. häuslich eingerichtet haben? Will die Hausfrau aus dem häuslichen Kleinkrieg mit den Motten ungeschädigt hervorgehen, so sei zunächst erwähnt, daß gefährdete Stoffe häufig gebürstet und öfters geklopft werden müssen, damit die Schädlinge für ihre Fortpflanzung nicht die nötige Ruhe finden. Man tötet so nicht nur die Mottenräupchen in ihrem zarten Köchergespinst, sondern entfernt auch die Motteneier, die nicht wie die der Wanzen und Läuse an der Unterlage haften, sondern lose, unangeklebt, in Ecken, Fältchen und Nähten liegen. Pelzsachen oder kostbare Stoffe verwahrt man, nachdem man sie gut geklopft hat, am sichersten in Kästen aus Blech, deren Fugen gut verlötet sind und deren Deckel so vollkommen schließen, daß keine Motte hineinschlüpfen kann.

Als Schutz gegen Mottenfraß werden bei uns neben einigen Mottenbekämpfungsmitteln, die tönend angepriesen werden, vorwiegend Kampfer, Naphthalin und Pfeffer verwendet. Diese Mittel halten wohl die Motten davon ab, die damit bestreuten Möbel und Stoffe mit ihren Eiern zu beschenken, doch töten diese Abwehrmitel die Motten selber ebensowenig wie ihre schon vorhandene Brut. Kampfer und Naphthalin töten keine Motten, sie verbreiten nur einen ihr unangenehmen Geruch und halten sie dadurch mehr oder minder gut ab. Außerdem haben diese beiden Stoffe einen unangenehmen, durchdringenden Geruch; Naphthalin ist mit seinen Ausdünstungen der menschlichen Gesundheit entschieden abträglich. Unsere Urgroßmütter wendeten statt dieser Stoffe mehrere wohlriechende Kräutlein an und erreichten dasselbe Ziel. Am gebräuchlichsten darunter war der Lavendel, und zwar Lavendula officinalis; das Sträuchlein wird bis gegen einen halben Meter hoch, hat lineale Blättchen und so schön tiefveilchenfarbige, in eine Aehre gestellte duftende Blüten, daß die dichten Büschel seiner Ruten auch gut als Gartenschmuck gelten können. Der Lavendel ist um das Mittelmeer heimisch, wächst aber auch bei uns, namentlich an sonnigen Standorten, sehr gut. In England, das doch den Kampfer billiger bezieht als wir, zieht man den Lavendel im großen und „mottet“ vorzugsweise damit ein; noch heute schützt man dort, wie einst unsere Urgroßmutter ihr Tuchkleid, mit dem feinduftenden Lavendel gegen Mottenfraß. Ein weiteres wohlriechendes Mottenmittel ist getrockneter Steinklee, dessen scharfer Geruch die Motten vertreibt. Man näht ihn in Gazebeutel ein und hängt diese zwischen Kleidungsstücke und legt sie in die Polstermöbel hinein.

Bienenzucht

Experimente mit Bienen

Obwohl die Bienen im allgemeinen als die fleißigsten Tiere gelten, scheinen sie manchen Züchtern noch nicht fleißig genug zu sein. Hat man doch jetzt von Los Angeles zahlreiche Bienenkörbe in Distrikte gebracht, wo der Blumenreichtum auch während der kalten Jahreszeit besteht. Die Bienen sollen also ihren Winterschlaf opfern und die Zeit zu weiterem Honigsammeln benutzen. Zu Beginn des Sommers will man sie wieder an ihre alten Quartiere zurückschaffen.

Man hofft, durch dieses Experiment einen doppelten Honigertrag erzielen zu können. Ob ihnen die Bienen diesen Gefallen tun werden, bleibt abzuwarten. Man stelle sich vor, daß man mit uns Menschen dasselbe Experiment machte, um unsere Arbeitszeit zu verdoppeln. Daß man uns dahin transportierte, — wenn auch nicht gerade in Körben mit Autos, so doch in Riesenflugzeugen, wo es gerade Tag ist, so daß wir niemals die Nacht kennen lernten. Ob wir auch das Doppelte unserer Arbeit leisten würden, wie man es von den Bienen erwartet, indem man ihnen den Winterschlaf entzieht?

Der Gesundheitszustand eines Volkes ist sehr oft aus dem Auswurf der Bienen zu erkennen. Das Flugbrett ist darum das Frühjahr über noch immer der Spiegel des Volkes und erspart viele, um diese Zeit oft recht gefährliche Untersuchungen. Häufiges Beobachten des Flugbrettes ist nur zu empfehlen

Werbetänze der Bienen. Hat eine Biene irgendwo eine reiche Honigquelle aufgestöbert, so saugt sie sich toll und voll, fliegt in ihre Behausung, legt die Last in den Zellen ab, fliegt aber dann nicht sofort wieder zur Honigquelle, sondern führt einen ganz eigentümlichen Tanz inmitten ihrer Schwestern auf, ein Zeichen, daß irgend etwas los ist. Eine größere Gesellschaft von Begleitbienen schließt sich der Spürbiene an, und fort geht es zu den neuentdeckten Nektar- oder Honiggefäßen.